

Niklaus Brantschen

»Ich habe zu wenig geflucht«

Der Zen-Meister und Jesuitenpater
im Gespräch mit Ursula Eichenberger

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten
© 2018 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Fotos von © Br. Jakob Thür SJ. Archiv der Schweizer Provinz der
Jesuiten, Zürich
Druck: Finidr s. r. o., Český Těšín
Hergestellt in der Tschechischen Republik
ISBN 978-3-8436-1078-0 (Print)

Inhalt

- 6 Zur Einführung**
Heiliger Zorn, gesegnete Unruhe und andere Gedanken

Acht Jahrzehnte, acht Lebensstationen, acht Spaziergänge:

- 10 Schatz Gottes im Anken-Hafen**
Kindheit in Randa
- 22 Rebell innerhalb des Systems**
Internat in Brig
- 36 Bindung ermöglicht Freiheit**
Noviziat in Freiburg
- 50 Zu wenig geflucht**
Direktor in Bad Schönbrunn
- 64 Planen, als plane man nicht**
Zwischenjahre in Zürich
- 76 Humor ist eine ernste Sache**
Direktor im Lassalle-Haus
- 88 Sich aus der Zeit herausnehmen**
Auszeit im Kloster Mariazell-Wurmsbach
- 104 Was im Leben zählt**
Erinnerungen an Pia Gyger in Basel
- 120 Biografische Daten**
- 122 Das Lassalle-Haus**
- 123 Niklaus Brantschens Bücher**
- 125 Die Mitwirkenden**

Zur Einführung

Heiliger Zorn, gesegnete Unruhe und andere Gedanken

Es knistert und knackt, raschelt und rauscht bei jedem Schritt, bei jedem Tritt. Viele Stunden sind wir nebeneinander gegangen, über Stock und Stein gewandert, haben Herbstwälder durchquert, sind durch Wiesen gestreift, auf Kieswegen gewandelt. Jeden Schritt hielt mein Aufnahmegerät fest, ebenso die unterwegs geführten Gespräche über dies und das, Gott, die Welt und vor allem über Niklaus Brantschens Leben und seine Gedanken, die ihn auf dem bisherigen Weg begleiteten.

Auf manche Fragen folgt nicht gleich eine Antwort, auf gewisse Aussagen nicht umgehend die nächste Frage. Zwischendurch verstummen die Stimmen, sind nur gleichmäßige Schritte registriert, einer im Hintergrund tickenden Uhr gleich. Manchmal ist minutenlang auch nichts anderes zu hören als das Rauschen des Windes, der Ruf eines Vogels, das Plätschern eines Baches. Dann hielten wir inne.

Wir wählten acht Orte, die für jeweils zehn Jahre im nunmehr achtzigjährigen Leben von Niklaus Brantschen stehen, und unternahmen zwischen Herbst 2016 und Winter 2017 Spaziergänge und Wanderungen, auf denen wir Gespräche führten. Die Rückkehr an prägende Stätten und das Beschreiten bekannter Wege ließ Erinnerungen lebendig werden, an vergangene Zeiten anknüpfen und holte Gerüche, Geräusche und Begegnungen ins Jetzt.

Unser Austausch ist in diesem Büchlein festgehalten, das kurz nach Niklaus Brantschens letztem Werk bei Patmos «Zwischen den Welten daheim – Brückenbauer zwischen Zen und Christentum» (Herbst 2017) erscheint und sein Leben aus einer weiteren Warte beleuchtet. Es hält Einsichten, Ansichten, Aussichten fest – und auch Überraschendes. Ja, auch ein Zen-Meister und Jesuitenpater sollte sich ab und an Luft verschaffen. So viel sei bereits an dieser Stelle verraten: »Um wirkungsvoll auf den Tisch klopfen zu können, muss man Boden unter den Füßen haben und bei sich sein. Dann kann Fluchen durchaus hilfreich sein, denn die anderen merken dann: Das ist ein heiliger Zorn und nicht einfach so eine Laune.«

Ursula Eichenberger, März 2018





Schatz Gottes im Anken-Hafen

Kindheit in Randa

»Hier«, sagt Niklaus Brantschen und bleibt vor der sonnen- geschwärzten Fassade einer der Walliser Ställe stehen, die nebeneinander aufgereiht den Weg säumen und Zeugen vieler Jahrhunderte sind, »hier ist es«. Er fährt mit dem Finger über einen breiten Holzbalken und zeichnet die ein- geritzten Initialen nach: A-B-Z-H, gefolgt von den Ziffern 1941. Dann erklärt er: »Albert Brantschen Ziegen Hirt«. 1941 verewigte sich Albert, ein älterer Bruder von Niklaus, mit einem Taschenmesser an jenem Stall, in dem einige der Ziegen zu Hause waren, die Albert, damals elfjährig, regelmäßig hütete.

Wir sind am Rand des Bergdorfes Randa, in dem Niklaus Brantschen seine ersten Lebensjahre verbrachte. Das Wal- liser Tal, in dessen Mitte sich die Matternvispa schlängelt und an diesem heißen Sommertag viel Wasser führt, ist hier, auf 1406 Metern über dem Meer, eine Spur breiter, die Hänge ziehen nicht gleich hinter dem letzten Haus in die Höhe hinauf zu den Viertausendern – auf der einen Seite zum Dom und auf der anderen zum Weißhorn. An seinem Fuße ist Niklaus aufgewachsen; auf beiden und auch auf den meisten anderen hohen Bergen war er, kennt sie alle in- und auswendig – die Dufourspitze, Castor, Pollux und natürlich das Matterhorn – jeden Grat, jeden Abhang und nennt von allen die genaue Meterhöhe. Wohin das Auge blickt, flackern Erinnerungen auf. Auf dem Plateau Rosa

fuhr er mit der belgischen Prinzessin Ski. An einer Felswand gegenüber dem Dorf verunglückte sein ältester Bruder tödlich. Zur Weißhornhütte begleitete er seinen Vater, der Bergführer war und die Hütte betreute, erstmals im Alter von sieben Jahren. »Neben der Schule half ich in der familieneigenen Bäckerei mit, hütete Kühe und ging dazwischen schnell auf einen Viertausender. Das war meine Jugend.«

Sie haben ihn geprägt, die Walliser Berge. Die unzähligen Wanderungen sind eine Metapher für vieles in seinem Leben: Wege suchen, die Richtung ändern, Tritte voraussehen, die Füße sicher setzen, einen Felsvorsprung nutzen, steigen, das Ziel erreichen, Bestätigung erfahren, die Fernsicht genießen, Freude empfinden. Bis heute geht Niklaus Brantschen gern am Rand eines Weges, manchmal auch auf einem Grat, so schmal dieser auch sein mag. Er balanciert an Hängen, lotet Grenzen aus, springt über Geröll, geschickt und mit blitzschneller Reaktion. »Ich möchte die Bewegungen in der Gewohnheit behalten«, sagt er.

Abends am Familientisch in Randa erzählt die 90-jährige Schwester Theres, ihr jüngster Bruder sei von klein auf wie ein »Bergzicklein« unterwegs gewesen. Die beiden Geschwister fühlen sich seit jeher eng verbunden, die ältere Schwester war stets stolz auf den Nachzügler. »Er war ein besonders lieber und sehr hübscher Bub«, erinnert sie sich und berichtet, wie inbrünstig bereits der kleine Niklaus gepredigt habe. »Abends zog er sein weißes Nachthemd an, stieg auf einen Stuhl und legte los.«

Auch Theres' Tochter Vrena, eine von Niklaus vielen Lieblingsnichten – »die jeweils Präsente ist mir immer die Liebste« –, verbindet zahlreiche Erinnerungen mit ihrem Onkel. Mit großem Vergnügen setzte sie sich als kleines Mädchen auf den Gepäckträger von Niklaus' Velo und erinnert sich noch genau an jenen Moment, als er – »wie

immer in Knickerbocker, rot-weiß kariertem Hemd und Sandalen« – einem Freund erzählte, er wolle ins Noviziat eintreten. Vrena, damals sechs Jahre alt, hat den Moment nie vergessen: »Ich merkte, wie ernst es Niklaus war.« Künftig sollte das Kind vergeblich auf Küsse ihres Onkels in der Öffentlichkeit warten. »Nach dem Eintritt ins Noviziat hörte er auf, mich zu küssen.«

An diesem Abend im Kreise der Familie löst eine Erinnerung die andere ab, und als wir tags darauf mit dem Zug von Randa Richtung Zermatt fahren, wird jene Stelle sofort sichtbar, von der abends zuvor die Rede war: Weder Niklaus noch seine Geschwister besaßen als Kinder eine Uhr. Waren sie draußen und hüteten Kühe oder Ziegen, wussten sie indes genau, zu welcher Jahreszeit die Sonne wo stand, und konnten so die Uhrzeit eruieren. »Hier«, Niklaus zeigt durchs Zugfenster auf einen Felsen, dann auf eine Baumgruppe, »das war der Zehn-Uhr-Stein und das der Zwölf-Uhr-Baum«. Auch die damals erst wenigen vorbeiziehenden Züge standen für bestimmte Zeiten, die sich in den langen Monaten der schulfreien Zeit einprägten. Sechs Monate pro Jahr besuchten die Kinder in Randa die Schule, von November bis April, dann hatten sie ein halbes Jahr frei und halfen zu Hause mit. Deshalb dauerte die Schulzeit der Bergkinder damals länger; Niklaus trat erst als Vierzehnjähriger in Brig ins Gymnasium ein und absolvierte seine Matura mit zweiundzwanzig.

In Zermatt steigen wir um. Unser Ziel ist der Gornergrat, der einen Rundumblick auf die schönsten Viertausender der Schweiz bietet. Später spazieren wir auf halber Höhe von der Riffelalp durch Lärchenwälder, vorbei an Arven und Kiefern, Alpenrosen und Silberdisteln. Wo immer es sich anbietet, wählt Niklaus Brantschen Abkürzungen, balanciert über schmale Mäuerchen, klettert steile Hänge empor, springt über Stock und Stein.

Ich bin froh, dass wir für dieses Gespräch ins Wallis gereist sind. Es ist ein Unterschied, ob man an einem Tisch über seine Wurzeln spricht, die im Wallis sind, oder in der Nähe von knorrigen Bäumen, wie jenen, an denen wir gerade vorbeilaufen. Wir sehen, wie auch sie Wurzeln schlagen und die frische Bergluft atmen. In dieser Umgebung bin ich deutlich näher bei meinen Erinnerungen.

Was ist deine erste Kindheitserinnerung, Niklaus?

Ich glaube, diese hier: Unsere neunköpfige Familie war an einem Sonntag beisammen. Auf einem Mäuerchen unter einem Baum kochte meine Mutter draußen für uns Milchreis. Sie kochte sehr gut. Es gab damals keine Sandwichs, sondern eben Milchreis mit Zimt und Zucker, sehr fein. Mutter scheute keinen Aufwand. Wir kochten draußen auch Karamell. Dazu nahm Mutter eine Pfanne mit, wir rührten Milch und Zucker und breiteten die zähflüssige Masse dann auf einem flachen Stein aus; es entstanden flache Plättchen, wunderbar. Offenbar haben meine Erinnerungen mit Goutieren und mit Düften zu tun. Ich erinnere mich auch gut an den Duft frisch gebackenen Brotes, der von unten aus der Bäckerei in unsere Wohnung stieg. Ach, und dann kommt mir auch die Aufregung und Sorge der ganzen Familie in den Sinn, als mir ein Weidenkätzchen – eine kleine, flauschige Knospe – in ein Nasenloch geraten war. Wie, weiß ich nicht mehr. Es war auf jeden Fall in der Nase und gelangte immer höher. Alle waren besorgt, dass es im Gehirn enden würde. Schließlich trieb meine praktisch veranlagte Mutter eine Pinzette auf und beförderte den Eindringling wieder ans Tageslicht.

Du bist in einer Großfamilie aufgewachsen. Ihr wart sieben Kinder.

Ja, mit Abstand von vier Jahren zum Nächstgeborenen war ich der Jüngste. Die Kinder, mit denen ich spielte und Streiche ausheckte, waren deshalb weniger meine Geschwister als vielmehr Nachbarn und Cousinen und Cousins und, als ich in die Schule kam, natürlich meine Klassenkameraden. Mit ihnen verbindet mich bis heute viel, wir treffen uns regelmäßig und haben auch eine eigene Fahne mit Edelweiß, Sternen und unserem Jahrgang 1937.

Fühltest du dich als Nachzügler in der Großfamilie gut aufgehoben?

Ja, sehr. Ich kann mich nicht erinnern, mit meinen Geschwistern je Krach gehabt zu haben. Ein besonders enges Verhältnis hatte ich zu meiner neun Jahre älteren Schwester Theres. Sie kümmerte sich voller Hingabe um mich und sorgte immer dafür, dass alles klappte. Oft nannte sie mich »Schatz Gottes im Anken-Hafen«. Als kleiner Bursche verstand ich diese Worte nicht richtig. Ein Anken-Fass ist ein Butter-Fass, eine Röhre mit Stöpsel, den man hochziehen und runterstoßen musste, damit aus Rahm Butter wurde. Mir war klar, dass frische Butter von den eigenen Kühen einen positiven Charakter hat. Also musste das, was Theres sagte, kostbar sein. Der Schatz und die Butter – das machte mich stolz. Theres liebte mich, war aber unglücklich über den alten Kinderwagen, den sie oft umherschob; in ihm waren bereits alle meine Geschwister gelegen, und er war aus der Mode gekommen. Sie erzählt, dass sie sich für den alten Wagen oft schämte und deshalb über den Inhalt umso glücklicher gewesen sei. Ich sei das schönste Kind im Dorf, pflegte sie zu sagen. Vieles verband mich auch mit

meinem ältesten Bruder Leander. Er war ein Jahr älter als Theres, wir machten verrückte Bergtouren zusammen, zum Beispiel den schwersten Grat am Matterhorn, den Furggengrat. Leander und mein Vater begeisterten mich gemeinsam für die Berge.

Gestern Abend habe ich dich hier in Randa mit deiner Familie erlebt. Man spürt den guten Zusammenhalt, eure Verbundenheit.

Beides ist heute fast stärker ausgeprägt als zu unserer Kinderzeit. Wir waren früher viel karger und spröder. Heute gibt es eine andere Kultur der Begegnung und des Verbundenseins. Zur Verabschiedung haben wir uns früher beispielsweise nie umarmt, das war verpönt. Auch die Sprache fehlte. Man sagte nicht »Ich habe dich gern«, aber man wusste es. Es mangelte nicht an Gefühlen, aber an Möglichkeiten, sie auszudrücken. Wir waren etwas hilflos, sprachlos. Da hat sich vieles heute zum Guten entwickelt. Ich habe meine Eltern noch gesiezt, sie mit »Ihr« und »Euch« angesprochen. Das war damals eine Form von Respekt – und bei uns in den Bergen Tradition.

**Die Berge und das Tal: Das ist deine Heimat.
Was bedeutet Heimat?**

Vertrautheit und Wiedererkennen, in vieler Hinsicht. Im Walliser Brot etwa, aus Roggenmehl gebacken. In diesen Hängen, die ich in- und auswendig kenne. Auf Wegen, die mich daran erinnern, dass hier meine Wurzeln sind, dass ich hier gehen gelernt habe. Mit sieben Jahren begleitete ich meinen Vater erstmals in die Weißhorn-Hütte. Sie liegt auf 3000 Metern, mein Vater war Hüttenwart und belieferte die Hütte mit Holz. Ich tippelte hinter ihm her und hatte große Freude. Schritt um

Schritt entdeckte ich mit meinem Vater und meinem ältesten Bruder die Viertausender um uns herum. Der Vater sagte immer, lauf nicht zu schnell und sprich nicht zu viel, sonst geht dir der Schnauf aus. So versuchte ich, brav hinterher zu laufen, bis mich wieder der Hafer stach und ich überholte und neue Wege ausprobieren wollte. Wenn ich in die Berge schaue, auf all diese Gipfel, verbindet mich so vieles mit ihnen: Seilschaften, Kameradschaften, Schicksale.

Aber auch der Blick auf die Kirche ruft vieles wach. Es war alles auf die Kirche ausgerichtet, sie war mitten im Dorf – sie war das Dorf. Die Mai-Andachten mit den etwas sentimental Liedern erscheinen mir wieder oder die Fronleichnamprozession mit Kreuz und Fahne. Als kleiner Bub durfte ich eine Fahne tragen mit einer Darstellung des Erzengels Michael. Aus irgendeinem Grund hat sie sich aus der Halterung gelöst; ich hatte in der einen Hand also nur noch die Stange und in der anderen die Fahne. Das war mir überhaupt nicht recht, ich hatte furchtbare Angst, der Lehrer werde mit mir schimpfen, weil ich meine Fahne nicht beisammen hatte.

Hattest du viele Ängste damals?

Ja, laufend fragte man sich, ob man in das Schema passt, ob man etwas falsch macht. Es gab so viele Formalismen. Man konnte beispielsweise nur zur Kommunion, nachdem man gebeichtet hatte. Manchmal gab es aber nichts zu beichten. Dann schaute man den Beichtspiegel durch; oft blieb ich beim sechsten Gebot hängen, bei dem es um die Keuschheit geht. Ich fragte mich also selbst: Niklaus, sag, warst du auf schlüpfrigen Wegen? – Und hatte eigentlich nur im Winter etwas zu beichten, weil ich dann berichten konnte, aufs Eis gegangen zu sein, wo es schlüpfrig war.

Was denkst du: Ist das Gefühl von Heimat ein Leben lang mit dem Geburtsort verbunden oder wird der Ort zur Heimat, an dem man sich im Verlauf des Lebens jeweils niederlässt?

Ich würde unterscheiden zwischen Heimat und Zuhause sein. Das Lassalle-Haus in der Zentralschweiz ist zu meinem Zuhause geworden. Aber meine Heimat ist hier an diesem Ort, der mich stark geprägt hat – mit vielen Vor- und auch manchen Nachteilen. Es war eine schöne, aber auch anspruchsvolle, karge Jugend. Doch der Boden trug und die Wurzeln blieben. Hier zu stehen, den Wind zu spüren, die Augen zu schließen – da kommt der Sommer von damals zurück, die Arbeit in der Bäckerei, auf dem Feld, die Bergtouren, die Klänge, Gerüche, Geräusche, Lichteinfälle. Das ist alles so vertraut.

Der Ursprung eines Menschen legt den Boden fürs ganze Leben ...

... und verhilft zu Urvertrauen. Im Letzten kann mir nichts passieren. Dieses Gefühl habe ich ganz stark von den Eltern mitbekommen. Wortlos sorgten sie für uns Kinder, waren durch dick und dünn für uns da. Das wurde nicht hinterfragt und legte eine solide Basis fürs Leben. Ur- und Selbstvertrauen wuchsen dann weiter durch das Bergsteigen. Es war oft mit Herausforderungen und Anspruchsvollem verbunden. Mir wurde bewusst: Wenn ich diesen oder jenen Grat schaffe, dann habe ich auch Kraft für anderes. Das setzte große Freude frei. Bald schon führte ich selbst Gruppen, lernte, nicht nur für mich selbst zu sorgen, sondern auch auf andere Rücksicht zu nehmen. Mich mit der Natur zu messen, mit dem Wetter, mit den Gefahren: Das gab Vertrauen.